

FRAUEN REDEN ÜBER SPIRITUALITÄT

Gott – ein Mann?

Ein „Gott der Frauen“ ist natürlich nicht exklusiv nur für Frauen da. Moderne Theologinnen, so die Autorin, flüchten sich nicht in die Vorstellung von Gott als zornigem Richter, der am Ende der Tage alles wieder geraderückt. Gott existiert, weil Menschen ihn brauchen. Das ist nicht psychologisch gemeint, sondern philosophisch, politisch, real.

Von Antje Schrupp

Es ist heutzutage fast unmöglich, von Gott zu sprechen. Unmöglich, weil das Wort durch diejenigen diskreditiert ist, die von Gott so sprechen, als sei er ein Objekt, eine Marke, ein Label, etwas, das zu bewerben, zu beweisen, an das zu glauben oder für das sogar zu kämpfen sei.

Das sind keineswegs nur fundamentalistische Gotteskämpfer. Auch in liberalen Glaubensgemeinschaften wird gerne behauptet, man müsste zunächst einmal die „eigene Identität“ ausbilden, um mit anderen Religionen ins Gespräch zu kommen. „Evangelisch aus gutem Grund“ war zum Beispiel vor einigen Jahren ein Kampagnen-Slogan der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau.

Auf der anderen Seite ruft der Bezug auf „Gott“ reflexartige Abwehrbewegungen hervor bei denen, die alles, was mit Religion zu tun hat, für überholt, widerlegt, auf jeden Fall aber für äußerst suspekt halten. Wer heute noch von Gott spricht, so scheinen viele Atheisten zu glauben, befindet sich auf dem intellektuellen Niveau von Kindern, die sich vor dem Knecht Ruprecht fürchten.

Keine Frage, dass beide Seiten sich mit großer Verve bekämpfen, was nur bedeutet, dass sie sich gegenseitig am Leben halten.

Frauen hingegen beteiligen sich deutlich seltener als Männer an solchen Auseinandersetzungen um religiöse Deutungshoheit. Vielmehr sind sie die maßgeblichen Protagonistinnen bei vielerlei Basisdialogen über

weltanschauliche Grenzen hinweg. In vielen Städten gibt es zum Beispiel von Frauen initiierte „Dialogforen“ der abrahamitischen Religionen Judentum, Christentum und Islam. Und die traditionsreiche feministisch-theologische Zeitschrift „Schlangenbrut“ publiziert seit langem nicht nur christliche Texte, sondern lässt Autorinnen ganz unterschiedlicher Religionszugehörigkeit zu Wort kommen.

Darin kommt zum Ausdruck, dass viele Frauen verschiedene religiöse Traditionen eher als unterschiedliche Zugänge zu einem Thema ansehen, das alle gleichermaßen betrifft: nämlich die Frage nach dem, was die menschliche Vernunft übersteigt, nach einer höheren Wahrheit, nach jener Leerstelle des Unverfügbaren eben, die im Allgemeinen „Gott“ genannt wird.

Vermutlich ist das auch der Grund, warum viele Frauen nicht gerne von Glauben oder Frömmigkeit sprechen, sondern lieber von „Spiritualität“. Mit diesem Wort machen sie deutlich, dass es ihnen weniger um einen bestimmten Glaubensinhalt geht, den sie verteidigen möchten, sondern um die Frage, welche Praxis aus dem wie auch immer gearteten Bezug auf etwas Transzendentes folgt.

Dorothee Sölle, vielleicht das bekannteste Gesicht des deutschen Protestantismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (obwohl sie nie ein kirchenoffizielles Amt oder eine theologische Professur an einer deutschen Universität innehatte), hat diese Art von po-

Dr. Antje Schrupp ist Redakteurin der Zeitschrift *Evangelisches Frankfurt*.

litischer Spiritualität in Deutschland populär gemacht, und das weit über die Grenzen ihrer, der evangelischen, Kirche hinaus. Sölles Gedanken wurden von zahlreichen feministischen Theologinnen aufgegriffen und weitergedacht. Schon immer ging es dabei um mehr als nur darum, Frauen innerhalb kirchlicher Institutionen zu mehr Einfluss zu verhelfen oder eine vergessene „Frauengeschichte“ ans Licht zu holen.

Vielmehr ging es darum, neu von Gott zu sprechen. Dazu war es zunächst nötig, das Bild von Gott als „altem Mann mit weißem Bart“ zu entkräften. „Wenn Gott männlich ist, dann ist das Männliche Gott“, schrieb Mary Daly, die mit ihrem 1986 auf Deutsch erschienenen Buch *Jenseits von Gottvater und Co.* eine der wichtigsten Ideengeberinnen der feministischen Theologie gewesen ist. Sie selbst hat sich später von der christlichen Religion ganz losgesagt, wie so viele damals. Andere aber, ebenfalls viele, sind geblieben und versuchten, die Kirchen von innen heraus zu verändern.

Die italienische Philosophin Luisa Muraro hat das Problem so beschrieben: Die größte Sünde der Männer war es, sich den Frauen gegenüber an die Stelle Gottes gesetzt zu haben, und die größte Sünde der Frauen, dass sie das zugelassen haben.

Und zwar nicht, weil sich die Männer so über die Frauen stellten. Sondern weil die Stelle Gottes damit besetzt wurde. Das eigentliche Projekt der feministischen Theologie der 1980er und 1990er Jahre war es nicht, das Verhältnis zwischen Männern und Frauen zu egalisieren oder gar die Frauen nach einem männlichen Modell „gleichzustellen“. Ihr Projekt war es, für Gott wieder einen Platz zu schaffen angesichts einer Kultur, in der die Männer gefährlich dazu neigten, sich selbst für Gott zu halten.

In der Folge sind daraus vielfältige neue spirituelle Räume entstanden. Neue Liturgien, neue Gottesdienstformen, neue Arten der Raumgestaltung wurden geschaffen, sogar

eine neue Bibelübersetzung wurde angefertigt. Doch all das blieb und bleibt ein Nischenphänomen, wie sich etwa an den öffentlichen Debatten über die „Bibel in gerechter Sprache“ zeigte. Da spielte es keine Rolle, dass deren wissenschaftliche Berechtigung durch die Mitwirkung von fünfzig Theologieprofessorinnen und -professoren abgesichert war. Die Journalisten in den Feuilletons hatten noch nie etwas davon gehört, dass es auch Jüngerinnen gab oder dass sich von Gott auch anders als im Bild des „Herrn“ sprechen ließe. Und entsprechend reagierten sie schockiert und verständnislos.

Bilanzierend ließe sich sagen, dass es der feministischen Theologie zwar gelungen ist, für religiös interessierte Frauen Orte innerhalb der Kirche zu schaffen. Sie hat es aber nicht erreicht, ihre Erkenntnisse auch in eine gesellschaftliche, säkulare Öffentlichkeit hinein zu vermitteln.

Entsprechend ist der Gedanke einer politischen Spiritualität heute kaum noch präsent, eigentlich fast gar nicht. Das Wirken der Kirchen beschränkt sich eher darauf, sozialdiakonische Einrichtungen zu betreiben, anspruchsvolle Kirchenkonzerte zu organisieren und hin und wieder zum politischen Thema „Religion“ Stellung zu nehmen, allerdings mit einem argumentativen Hintergrund, der ebenso gut aus einer humanistischen Tradition kommen könnte. Denn wenn auf die Einzigartigkeit und Würde jedes Menschen hingewiesen wird, ist das natürlich gut und richtig – aber es ist nicht speziell religiös, geschweige denn christlich. Es ist einfach humanistisch.

Die angebliche „Renaissance der Religion“, die zuweilen diagnostiziert wird, findet nicht statt. Was hingegen stattfindet, das sind Kämpfe um Macht und Einfluss, ganz weltliche Dinge also. So geht es bei den Debatten über eine Integration des Islam in die deutsche Gesellschaft fast ausschließlich um Fragen wie die Anerkennung und Institutionalisierung muslimischer Verbände, die



Kirche, Mäi: Geburt, Langenfeld/Stein (thüringen)

Keine Dreieinigkeit, aber fast: Mariä Geburt

Etablierung eines islamischen Religionsunterrichts, gesetzliche Regelungen hinsichtlich religiös begründeter Praktiken wie Kleiderordnungen oder Schächten. Mit anderen Worten: Es geht um alles Mögliche, aber nicht um Gott. Fast haben wir uns schon daran gewöhnt, dass, wenn von Religion die Rede ist, eigentlich nur von Repräsentanz, Institutionen, Status, Geld und Privilegien die Rede ist.

Die Suche nach einer alltagsrelevanten Religiosität, nach einer persönlichen Gottesbeziehung, ist als gesellschaftspolitisch relevantes Phänomen schlicht nicht vorhanden. Religion sei Privatsache, das sagen nicht nur die Un- und Antireligiösen, sondern davon sind inzwischen auch viele überzeugt, die „als Privatleute“ durchaus einer Glaubensgemeinschaft angehören.

Und um Gott geht es übrigens auch nicht beim nach wie vor großen Zulauf zu esoterischen Ideen und Praktiken, deren Einfluss auf das Alltagsdenken sich inzwischen auf hohem Niveau stabilisiert hat. Denn eine „Leerstelle des Unverfügbaren“, die Gott genannt werden könnte, gibt es in diesen Weltbildern gerade nicht, sondern nur jede Menge Techniken, Rituale, Engel oder Steine, denen im Gegenteil die Fähigkeit zugesprochen wird, das Unverfügbare handhabbar zu machen.

Warum aber haben die feministisch-theologischen Impulse für eine „post-patriarchale“ alltagsrelevante Spiritualität und Frömmigkeit keine Ausstrahlung über die eigenen Kreise hinaus gefunden?

Ein Grund ist vielleicht die inzwischen nicht mehr zu übersehende Abwendung der

Frauen von kirchlichen Ämtern. Selbst dort, wo sie noch vor zwanzig Jahren mit Verve und Erfolg für den Zugang zu Bischofsämtern und Synoden gekämpft haben, in der evangelischen Kirche, vermännlichen die kirchenleitenden Gremien wieder. Es finden sich kaum noch Frauen, die kandidieren, und die Männer sehen, da die Gleichberechtigung ja beschlossene Sache ist, auch keinen Grund, groß um sie zu werben.

Dort, wo es ohnehin entweder sehr unüblich oder sogar formal ausgeschlossen ist, dass Frauen geistliche Ämter innehaben, im Islam und im Katholizismus, kämpft nur eine Minderheit der Frauen, selbst der feministischen, für eine schlichte Gleichstellung im Rahmen der vorhandenen Strukturen. Allerdings haben Frauen nach wie vor durchaus Interesse an Basisarbeit, in den Gemeinden selbst engagieren sie sich in großem Maße. Die verhältnismäßig größere Abneigung von Frauen gegen Kirchenleitungsfunktionen betrifft nämlich nicht das Gemeindepfarramt: Diesen Beruf haben Frauen in der evangelischen Kirche aktiv für sich entdeckt, der Anteil von Pfarrerrinnen wächst beständig – so sehr, dass einige schon die Gefahr einer „Feminisierung der Kirche“ an die Wand malen.

Diese Angst ist aufschlussreich, denn sie macht deutlich, dass Frauen in geistlichen Ämtern diese nicht nur – analog zu den Männern – besetzen, sondern tatsächlich auch verändern. Frauen füllen das Pfarramt nicht im Sinne einer talarbewehrten Autoritätsperson aus, sondern definieren es tendenziell neu: Sie verstehen sich eher als Ansprechpartnerin der Gemeinde denn als deren Oberhaupt, sie stellen sich nicht auf die Kanzel, sondern in den Kreis. Wie ist dieser Trend – den längst auch so mancher männliche Pfarrer mitträgt – einzuordnen? Ist es das Ende der kirchlichen Autorität, wie manche Theologen befürchten, die verächtlich von einer weiblichen „Kuschelkirche“ sprechen? Oder ist es nicht vielmehr ein Zeichen dafür, dass sich endlich etwas Substanzielles verändert?

Es geht hier letztlich um eine neue Prioritätensetzung bei der Vermittlung von Glauben

in einer weitgehend säkularisierten Welt. Mehr Frauen als Männer setzen dabei auf Beziehungen statt auf Verträge und Mittel der Macht. Im Dialog mit anderen sind nicht Bekenntnisse gefragt, sondern Zeugnisse in einer gegebenen, konkreten Situation. Im interreligiösen Gespräch mit Menschen, die einen anderen Glauben haben als ich, oder auch im Gespräch mit Menschen, die überhaupt nicht glauben, muss ich nicht predigen, sondern selbst ein Beispiel sein. Da muss ich, theologisch gesprochen, Gott nicht verteidigen und rechtfertigen, sondern im Gegenteil, da kann ich darauf vertrauen, dass Gott mir beisteht.

Diese Differenz zwischen einer (eher männlichen) Religiosität, die sich vor allem um die institutionelle Absicherung ihrer Glaubensgemeinschaft in der Welt sorgt, und einer (eher weiblichen), der es um die Vermittlung von Glaubensüberzeugungen im konkreten Gespräch mit anderen geht, hat eine kulturelle Bedeutung, die weit über den engen Bereich des Religiösen hinaus wirkt. Das „Sichselbst-an-die-Stelle-Gottes-Setzen“ der Männer betrifft eben nicht nur das Verhältnis zwischen Frauen und Männern. Sondern es geht hier ganz generell darum, dass die von Männern geprägten weltlichen Formen der Religion – die Ausformung der Kirche – zu Institutionen geführt haben, die Gott letztlich überflüssig machen.

Das Problem an jeder Institutionalisierung von Religion besteht ja ganz offensichtlich darin, dass Menschen den Willen Gottes nicht kennen können, weil Gott eben die Transzendenz markiert, also das, was die menschliche Vernunft gerade übersteigt. Fundamentalismen und Ideologien sind aus diesem Grunde wahrhaft gotteslästerlich: Sie behaupten, sie würden Gottes Willen kennen, und erheben auch noch den Anspruch, dies anderen gegenüber durchzusetzen.

Religiöse Institutionen sind immer weltliche Institutionen – weil Gott sich nämlich auch ihrer Definitionsmacht entzieht. Sie können sich nicht darauf berufen, dass sie Gottes



Diakon Phoebe Kenchrea bei Korinth (Römer 16,1)

Willen repräsentieren, denn niemand kann das. Dass sie es dennoch tun, ist ein logisches Problem, das viele theologische Denkerinnen beschäftigt hat. Am bekanntesten ist vielleicht das Beispiel von Simone Weil, die so gerne in die katholische Kirche eingetreten wäre, es aber nicht konnte, wegen des „anathema sit“, also des Anspruchs der Kirche, verbindlich festlegen zu können, was rechthgläubig ist und was nicht.

Religiöse Institutionen stehen, weil sie weltliche Institutionen sind, in der Gefahr, ihren Selbsterhalt und die eigene innerweltliche Macht über das Streben nach Gottes Willen zu stellen. Anstatt „geistesgegenwärtig“ zu bleiben und Gott in immer wieder neuen konkreten Situationen zu bezeugen, sind sie versucht, den einfachen Weg zu wählen und Dogmen und starre Regeln herauszubilden, um ihre Macht zu festigen.

Aber wo religiöse Institutionen sich anmaßen, den Willen Gottes zu repräsentieren, ist Gott selbst verzichtbar geworden. Konsequenz zu Ende gedacht bedeutet das, dass die Institutionalisierung von Religion innerhalb weltlicher Machtstrukturen letztlich logischerweise in den Atheismus führt.

Allerdings befinden sich heute ja nicht nur die religiösen Institutionen, sondern sämtliche Institutionen in einer Dauerkrise – seien es die Wissenschaften, die entfesselte Finanzwirtschaft, die Parteienpolitik, die Medien oder die Universitäten. Der bürgerliche Fortschrittsoptimismus, den die westliche Welt seit der Aufklärung entfaltet hat, und zwar oft genug in Abgrenzung zur Religion, zieht nicht mehr. Viele Menschen resignieren oder ziehen sich auf das eigene Private zurück. Sie richten sich darin ein, für sich selbst halbwegs durchzukommen, und interessieren sich an-

sonsten für die Politik oder die Allgemeinheit nicht weiter. Sie fühlen sich nicht zuständig für das Ganze der Welt. Diese Haltung ist sogar unter denen verbreitet, die politische Ämter innehaben: Sie vertreten eine bestimmte Partei, eine bestimmte Richtung, ihr eigenes Programm, und irgendwie hofft man offenbar, damit durchzukommen, so dass am Ende doch alles gut wird, wenn es einem nicht gleich ganz egal ist. „There is no alternative“ ist der Satz, in dem das zusammengefasst wird.

„Gott“ aber ist eine Antwort darauf, die aus diesem Spiel ausbricht. Allerdings nicht in dem Sinne, dass es mit Gott doch noch eine Lösung, eine Alternative gibt, an die wir nur bisher nicht gedacht haben. Nein, es gibt keine Alternative, das ist schon richtig. Vielmehr ist es so, wie Etty Hillesum es in ihrem Tagebuch festgehalten hat, das sie schrieb, während sie sich in Amsterdam auf ihre Deportation ins Konzentrationslager vorbereitete: Gott kann uns nicht helfen, das ist offensichtlich. Also müssen wir ihm helfen. Oder ihr.

Die wichtigste Erkenntnis der feministischen Theologie des 20. Jahrhunderts (deren Strömungen ansonsten große Unterschiede aufweisen), ist die, dass Gott nicht der große Zampano ist, der oben im Himmel sitzt, über die Welt richtet und dafür sorgt, dass am Ende die Guten gewinnen. Sondern dass Gott nur in Beziehungen wirkt, in den Beziehungen zwischen Menschen und in denen zwischen Menschen und Gott. Einflussreich war hier vor allem das 1986 auf Deutsch erschienene Buch der US-amerikanischen Theologin Carter Heyward *Und sie rührte sein Kleid an* über eine „feministische Theologie der Beziehungen“, so der Untertitel.

Damit führen die modernen Theologinnen aber nur eine lange weibliche Tradition fort, denn Ähnliches hatten Frauen über die Jahrhunderte hinweg immer wieder über Gott erkannt. Um nur eine der wichtigeren zu erwähnen, sei auf Margarete Porete verwiesen, die Autorin des Buches *Spiegel der einfachen*

Seelen. Sie starb im Jahr 1310 wegen ihrer Ideen auf dem Scheiterhaufen. Doch ihr Buch war seinerzeit ein regelrechter Bestseller, der europaweit zirkulierte. Porete beschreibt darin ein Gespräch zwischen einer Frau und Gott, aus dem deutlich wird, dass es die „Bettelei“ der Frau ist, die Gott überhaupt erst zur Existenz bringt. Ähnlich war es auch, viel später, bei Simone Weil, die angesichts der unabwendbaren Machtübernahme der Nationalsozialisten zu dem Schluss kam, dass es Gott geben müsse – weil wir ihrer bedürfen.

Dieser „Gott der Frauen“, diese von Frauen erfundene, ersehnte und erhoffte Transzendenz (die natürlich nicht exklusiv nur für Frauen ist, sondern ein Vorschlag für alle), stellt sich der Tatsache, dass die Probleme dieser Welt unlösbar sind, und flüchtet sich nicht in die Vorstellung von Gott als zornigem Richter, der am Ende der Tage alles wieder geraderückt. Sie markiert vielmehr jene Leerstelle, die freizuhalten die Aufgabe der Menschen ist, oder vielmehr keine Aufgabe, sondern eine pure Notwendigkeit: Gott existiert, weil Menschen Gott brauchen. Und das ist nicht psychologisch gemeint, sondern philosophisch, politisch, real.

Gott lässt sich nicht in ein abstraktes, universales System gießen. Gott ist ganz und gar wahr und gut, aber immer nur in einer konkreten Situation. Politik ebenso wie Frömmigkeit bedeutet, diesen konkreten Situationen gegenüber aufmerksam zu sein und ihnen nicht übergeordnete universalistische Systeme überzustülpen.

Theologie, Religion, Kirche hätten demnach nicht die Aufgabe, noch mehr oder andere Inhalte zu einer allgemeinen Diskussion beizutragen, die dann als „religiöse“ oder „christliche“ Werte einer säkularen Politik und ihrer Ethik und Moral gegenüberstünden. Sondern die Orientierung hin auf Gott beschreibt eine bestimmte Art und Weise, sich zur Welt in eine Beziehung zu setzen: eine Haltung nämlich, die mehr begehrt, die sich jederzeit von Gott überraschen lässt, ohne Sicherheiten und ohne dass Gottes Wirken planbar oder erklärbar wäre. ✨